



Stichtag: **16. FEBRUAR 1994**

Der Verein freiraum e.V. öffnet den bundesweit ersten »Fixerraum« in Billstedt und reagiert damit auf Forderungen, die von Teilen der Bevölkerung bereits seit Längerem erhoben worden waren.

## »Hamburg voll bedröhnt.« **Illegalisierter Drogenkonsum im urbanen Raum**

Im Rückblick erscheint es wie ein Eingeständnis der eigenen prekären Situation. Als am 16. Februar 1994 Hamburgs erster Fixerraum in der Nähe der U-Bahn-Station Legienstraße eröffnete, handelte es sich nicht um ein einladendes Café, sondern um einen umgebauten Linienbus. Im sogenannten Drug-Mobil konnten Drogenkonsumenten an vier Tagen in der Woche Kaffee trinken, Spritzbestecke tauschen und verschiedene gesundheitliche und psychosoziale Beratungsangebote wahrnehmen. Was das Drug-Mobil jedoch einzigartig machte, war die Möglichkeit des Konsums illegalisierter Drogen, etwa von Heroin. Es sollte damit einen »hygienischen und menschenwürdigen Drogenkonsum ermöglichen«, so die damalige Sozialsenatorin Helgrit Fischer-Menzel (SPD).<sup>1</sup> Die Existenz eines solchen Raumes, der weder die Verhinderung von Straftaten noch eine auf Abstinenz ausgerichtete Therapie vermeintlich Kranker zum unmittelbaren Ziel hatte, war jedoch juristisch und gesellschaftlich höchst umstritten.

Tatsächlich bewegten sich der Verein freiraum e.V. als Betreiber des Drug-Mobil und der Hamburger Senat in einer rechtlichen Grauzone. Nachdem ein Vor-

---

1 Protest gegen »Drug-Mobil«, in: *Hamburger Abendblatt (HA)*, 7.3.1994, S. 14; Umstrittener Fixerraum, in: *HA*, 17.2.1994, S. 14; Wege aus der Grauzone, in: *taz Hamburg*, 17.2.1994, S. 17; Mathis Neuburger, Hamburg voll bedröhnt. Der große Drogen-Report, in: *Hamburger Morgenpost*, 29.12.2009, S. 2f. – Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird nach den Vorgaben der Herausgeber in dem vorliegenden Beitrag durchgängig das generische Maskulinum verwendet, auch wenn Frauen und Männer gemeint sind.

stoß des Senats zur Liberalisierung des Betäubungsmittelgesetzes (BtmG) Anfang der 1990er Jahre gescheitert war, machte man sich die Position eines Gutachtens des Hamburger Justizamtes zu eigen. Dort wurde die Ansicht vertreten, dass von einer Strafverfolgung wegen Beihilfe zum Verstoß gegen das BtmG dann abgesehen werden könne, wenn die Möglichkeit des Konsums in ein breites Angebot medizinischer Versorgung und sozialer Beratung eingebettet sei. Zur Unterscheidung einer solchen Institution von einer reinen »Fixerstube« wurde die Bezeichnung »Gesundheitsraum« in den offiziellen Sprachgebrauch eingeführt.

Doch weder Sprachpolitik noch vorherige Gespräche mit Polizei und Staatsanwaltschaft konnten verhindern, dass die Staatsanwaltschaft bereits zwei Tage nach Inbetriebnahme ein Ermittlungsverfahren gegen die Betreiber des Drug-Mobil einleitete. Der damalige Drogenbeauftragte der Bundesregierung, Eduard Lintner (CSU), gab politische Rückendeckung: Die Staatsanwaltschaft sei »zum Handeln verpflichtet«, da in Hamburg »in strafbarer Weise gegen das Betäubungsmittelgesetz verstoßen« werde.<sup>2</sup> Und Generalstaatsanwalt Arno Weinert, ein entschiedener Befürworter der Gesundheitsräume, bedauerte: »Wir müssen leider ein Gesetz anwenden, das Leben kosten kann.«<sup>3</sup> Nach der Eröffnung weiterer Gesundheitsräume durch den freiraum e.V. – das *Abrigado* in Harburg im Mai 1994 und der *FixStern* in Altona im August 1995 – sollte ein Musterprozess durch alle Instanzen die erforderliche Rechtssicherheit bringen.<sup>4</sup> Doch erst nach einer entsprechenden Einigung im Vermittlungsausschuss von Bundestag und Bundesrat im Jahr 2000 wurde der Betrieb der Hamburger Gesundheitsräume rechtlich abgesichert.<sup>5</sup>

Nicht nur von Seiten der Justiz schlug den Betreibern Ablehnung entgegen. Auch Teile der Öffentlichkeit wehrten sich gegen Drogenkonsumräume in ihrer Nachbarschaft. Drei Wochen nach Eröffnung des Drug-Mobil etwa demonstrierten rund 50 Personen für dessen Schließung. Sorge um die Gesundheit der eigenen Kinder sowie die vermeintliche Bedrohung von Ordnung und Sauberkeit des »eigenen« Stadtteils trieben die Protestierenden an. »Wenn erst einmal die Drogenabhängigen aus den anderen Bezirken kommen, bleiben die auch hier«, so eine als »Anwohnerin und Mutter« vorgestellte Sprecherin; damit einher gingen »Kriminalität, Prostitution und Verschmutzung«.<sup>6</sup> In einem Leserbrief widersprachen wiederum »Eltern und Angehörige verstorbener Drogenabhängiger« der impliziten Behauptung, das Drug-Mobil führe zu vermehrten Funden von Spritzbestecken auf Kinderspielplätzen –

2 Ermittlungen gegen Drug Mobil, in: *HA*, 19.2.1994, S. 9.

3 Drug Mobil: Rückzieher, in: *taz Hamburg*, 7.3.1994, S. 21.

4 Fixerstube: Staatsanwalt schreitet ein, in: *HA*, 22.12.1997, S. 12.

5 ›Endlich!‹: Hamburgs Fixerstuben gesichert, in: *Hamburger Morgenpost*, 25.2.2000; Fixerstuben rechtens, in: *HA*, 26.4.2000.

6 Protest gegen ›Drug-Mobil‹, in: *HA*, 7.3.1994, S. 14.

gerade das Gegenteil sei der Fall.<sup>7</sup> Noch 1999, als das Drug-Mobil endlich in feste Räumlichkeiten umziehen sollte, startete die Initiative »Billstedter gegen Drogen« ein Bürgerbegehren gegen diese Pläne, konnte jedoch nicht einmal die Hälfte der erforderlichen Unterschriften sammeln.<sup>8</sup> Allen Widerständen zum Trotz hatten sich die Drogenkonsumräume innerhalb weniger Jahre zu einer festen Größe in Hamburgs sozialer und städtischer Landschaft entwickelt.

Die Auseinandersetzungen um den Billstedter Drogenkonsumraum stehen exemplarisch für eine umfassendere Geschichte des Drogenkonsums und seiner Regulierung auf städtischer Ebene. In der Bezeichnung als »Gesundheitsraum« werden zwei Aspekte deutlich, die Verständnis und Regierung des Drogenkonsums maßgeblich prägten: Die Verortung des Drogenkonsums im städtischen Raum und die Definierung von Sucht als Krankheit stehen daher im Zentrum dieses Beitrages.

Die Sichtbarkeit des Konsums im öffentlichen Raum seit den 1960er Jahren verstieß grundlegend gegen bürgerlich geprägte Vorstellungen von einer funktional unterteilten Stadt, die den Rausch weitgehend ins Private verbannt hatte. Die dadurch geförderte Wahrnehmung von Drogendelinquenz als primär räumlichem Problem erleichterte es jedoch, von den sozialen Ursachen der Drogenproblematik abzusehen – ganz zu schweigen von der Frage, ob nicht die Drogengesetzgebung ursächlich wäre für das Drogenelend, das sie zu bekämpfen vorgab.

Während im Raumdiskurs die »Szene« im Vordergrund stand, war auf der Ebene der Subjekte die Frage entscheidend, ob diese als kriminell oder krank zu gelten hatten. Der Gesundheitsdiskurs setzte sich schließlich durch, nicht zuletzt deshalb, weil er sich unter dem Stichwort der »Drogenepidemie« mit räumlichen Vorstellungen verbinden konnte. Beide Diskurse dienten also dazu, Drogendelinquenz regierbar zu machen: indem sie Drogenkonsumenten als Kranke definierten, die entweder zu heilen waren oder deren Verteilung im städtischen Raum zu kontrollieren war.

Ein abschließender Blick auf die Stadtteile St. Pauli und St. Georg als »Brennpunkte« der Drogenszene wird deutlich machen, dass solche Stadtviertel gleichsam als »Container« für vielfältige Arten der Devianz galten. Sie wurden dadurch zu zugleich gefürchteten wie faszinierenden Orten des gesellschaftlichen Anderen.

## **DROGEN ALS PHÄNOMEN DER URBANEN KONSUMGESELLSCHAFT**

Es ist kein Zufall, dass sich die Debatte um Drogen zu großen Teilen auf lokaler Ebene abspielte. Zwar wurden die juristischen Rahmenbedingungen auf Bundesebene über das BtmG festgelegt; die Sichtbarkeit der Drogenszene im öffentlichen Raum

7 B. C. Smith, Gesetz ändern, in: *HA*, 14.3.1994, S. 21.

8 Fixerstube. Bürgerbegehren gescheitert, in: *HA*, 29.4.1999, S. 15.

stellte jedoch fundamentale Prinzipien bürgerlich-kapitalistischer Ordnungsvorstellungen in Frage.

Seit dem 19. Jahrhundert erlebten viele europäische Großstädte einen grundlegenden Wandel in ihrer Organisationsstruktur.<sup>9</sup> War es vormals ein Merkmal städtischen Lebens, dass Begegnungen über soziale Schranken hinweg stattfanden, wurde der urbane Raum nun entlang vielfältiger Dichotomien umorganisiert, von denen die wichtigsten die zwischen bürgerlichen und proletarischen Stadtvierteln und die zwischen privatem und öffentlichem Raum waren und sind. Der Siegeszug des Kapitalismus schuf neue Räume, die vornehmlich dem Transport, Verkauf und Konsum von Waren dienten. Jedem Ort wurde so eine bestimmte Funktion zugewiesen, eine Tendenz, die sich nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges mit dem Konzept der funktional unterteilten Stadt noch einmal verstärkte.<sup>10</sup> Dies galt auch für den Konsum von Drogen, etwa in Form des Kaffeehauses; der Konsum von Alkohol wurde weitgehend aus dem öffentlichen Raum verbannt und in Kneipen bzw. die eigenen vier Wände verlagert.<sup>11</sup> Mit der Unterscheidung zwischen öffentlichem und privatem Raum ging also eine Privatisierung des Drogenkonsums einher.

Bis in die 1960er Jahre waren dabei Konsum und Abhängigkeit von illegalisierten Drogen – im Gegensatz zu Nikotinsucht und Alkoholismus – Phänomene, die auf einen kleinen Personenkreis beschränkt blieben. Unter Ärzten und Apothekern gab es den ein oder anderen »Morphinisten«, deren Existenz zwar bekannt war, aber kaum für Aufmerksamkeit sorgte. Ihre gehobene gesellschaftliche Stellung, die ständige Verfügbarkeit des Suchtmittels und die Reinheit des Stoffes – reines Heroin hat im Gegensatz zur landläufigen Meinung nahezu keine zellschädigende Wirkung – ermöglichten dieser Personengruppe ein sozial integriertes Leben ohne äußere Anzeichen ihrer Abhängigkeit. Auch als nach dem Zweiten Weltkrieg viele ehemalige Soldaten als morphiumsüchtig gelten mussten, sorgte dies nur für wenig Verunsicherung, zumal sich dieses Phänomen mit dem Schwinden ehemaliger Wehrmachtsbestände von selbst erledigte.<sup>12</sup>

Doch mit dem »Wirtschaftswunder« und der fortschreitenden Globalisierung änderten sich auch die Konsumgewohnheiten der Deutschen. Die »Entdeckung« der Jugend als eigenständiger Konsumentenschicht und die Entstehung einer inter-

9 Die folgenden Ausführungen nach David Harvey, *The Political Economy of Public Space*, in: Setha Low/Neil Smith (Hrsg.), *The Politics of Public Space*, New York 2006, S. 17–33.

10 Für die Bundesrepublik siehe stellvertretend Adelheid von Saldern, *Häuserleben. Zur Geschichte städtischen Arbeiterwohnens vom Kaiserreich bis heute*, Bonn 1995, S. 353 ff.; sowie allgemeiner James C. Scott, *Seeing Like a State. How Certain Schemes to Improve the Human Condition Have Failed*, New Haven/London 1998.

11 Vgl. Aldo Legnaro, *Alkoholkonsum und Verhaltenskontrolle – Bedeutungswandel zwischen Mittelalter und Neuzeit in Europa*, in: Gisela Völger/Karin von Welck (Hrsg.), *Rausch und Realität. Drogen im Kulturvergleich*, Reinbek bei Hamburg 1982, S. 153–175.

12 Detlef Briesen, *Drogenkonsum und Drogenpolitik in Deutschland und den USA. Ein historischer Vergleich*, Frankfurt am Main 2005, S. 161.

nationalen Jugendkultur beförderten auch die Entwicklung eigener Konsumpraktiken durch die Jugendlichen. Der spezifische Konsum von Rauschmitteln wie Cannabis und LSD durch die Angehörigen der Hippiebewegung war Teil dieser größeren Entwicklung. Damit einher ging eine offene Ablehnung der Wertvorstellungen der Eltern- und Großelterngeneration, etwa ihres Arbeitsethos; Drogenkonsum galt fortan überwiegend als Jugendphänomen.<sup>13</sup>

Da jedoch der Konsum dieser neuen Rauschmittel unter Strafe gestellt war, konnte kein Raum geschaffen werden, um ihn zu legitimieren und zu regulieren. So wurden Teile des öffentlichen Raums »zweckentfremdet«; neue Orte des Drogenkonsums entstanden. Einige erlangten dabei überregionale Bekanntheit, etwa die Frankfurter »Haschwiese« oder der Berliner Tiergarten. Die Situation verschärfte sich noch mit dem Entstehen »offener Drogenszenen« von Heroinabhängigen. Ungeachtet der Vielzahl solcher Treffpunkte wurden einige wenige zu Symbolen dieser neuen Form der Delinquenz. In Hamburg betraf das vor allem den Hansaplatz im Stadtteil St. Georg.<sup>14</sup> Bundesweit wurden neben dem Frankfurter Bahnhofsviertel vor allem der Berliner Bahnhof Zoo, international die Szenen am Amsterdamer Zeedijk und auf dem Zürcher Platzspitz zu Symbolen des Heroinkonsums. Sie waren damit auch sichtbare Zeichen der internationalen Dimension von Handel, Konsum und der mit der »Szene« verbundenen Kultur des Heroins.

All diesen Orten gemein waren ihre Öffentlichkeit und das Nebeneinander von »normalem« Leben und Drogenkonsum. Der französische Philosoph Michel Foucault prägte für solche »Orte, die gleichsam Gegenorte darstellen«, den Begriff der *Heterotopie*. Diese »anderen Orte« haben dabei die Fähigkeit, mehrere Räume in sich zu vereinigen.<sup>15</sup> Eine Beschreibung im *SPIEGEL* aus dem Jahr 1971 vermittelt einen plastischen Eindruck davon, wie hier die Räume »normaler« und »devianter« Konsumierender am selben Ort aufeinandertrafen:

»Viele fixen und haschen in aller Öffentlichkeit. In der ›B-Ebene‹ unter der historischen Frankfurter Hauptwache beispielsweise, als Fußgänger-Zentrum, U-Bahn-Station und Einkaufsetage täglich von Tausenden frequentiert, geben sich vom Morgengrauen bis Mitternacht Blumen-Hippies und Pflastermaler ein Stelldichein bei Hasch und LSD. Kaum behelligt von gelegentlichen Zwei-Mann-Streifen oder Razzien, schnüren sie sich vor den Augen der teils schockierten, teils faszinierten Passanten die Handgelenke mit bunten Bändern ab und stoßen sich die

13 Robert P. Stephens, *Germans on Drugs. The Complications of Modernization in Hamburg*, Ann Arbor 2007, S. 87, 46 ff.

14 Eine ausführliche Studie zum Hansaplatz findet sich in Imke Schmincke, *Gefährliche Körper an gefährlichen Orten. Eine Studie zum Verhältnis von Körper, Raum und Marginalisierung*, Bielefeld 2009, S. 137-239.

15 Michel Foucault, *Von anderen Räumen*, in: ders., *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits*, Band IV, 1980–1988, Frankfurt am Main 2005, S. 931-942, hier S. 935.

Drogenspritzen in die Venen – auf Treppenstufen oder in Telephonzellen, aus denen arglose Benutzer zuweilen unter Drohungen vertrieben werden.«<sup>16</sup>

Die »anderen Räume« der Heroinszene verwiesen somit nicht nur auf die Existenz des gesellschaftlichen Anderen, sondern waren auch Ausdruck eines Konfliktes um die Nutzung öffentlichen Raumes. Denn trotz einer frappierenden Faszination überwog doch der Schock auf Seiten der bürgerlichen Öffentlichkeit, deren Erwartungen in Bezug auf Homogenität, Ordnung und Sauberkeit im öffentlichen Raum durch die Sichtbarkeit der Drogenszenen aufs Tiefste erschüttert waren. Um Sauberkeit und Ordnung wiederherzustellen, wurde die Polizei angewiesen, die örtlichen Szenen »aufzulösen«, d.h. zu vertreiben: »Auch nach der weitgehenden Zerschlagung der offenen Drogenszene am Hauptbahnhof blieb der Kampf gegen die *öffentlich wahrnehmbare* Drogenkriminalität ein Schwerpunkt«, sagte [Hamburgs Polizeipräsident Werner] Jantusch. Die Lage habe sich spürbar verbessert. Allerdings würden Rauschgiftgeschäfte jetzt häufiger in anderen Stadtteilen oder in S-Bahnhöfen abgewickelt.«<sup>17</sup>

Die Vertreibung örtlicher Drogenszenen löste das Problem also nicht, sondern machte es nur unsichtbar; die Szene dezentralisierte sich und wurde in der Folge weniger kalkulierbar. Seit den frühen 1970er Jahren waren deshalb das »Verschwinden« der Szene in Nebenstraßen, Bars, Privatwohnungen oder Vororten und der dadurch erheblich erschwerte Zugriff durch die Polizei ein immer wiederkehrender Topos im Drogendiskurs. Der *SPIEGEL* ließ dazu Anfang der 1980er Jahre eine Heroinabhängige zu Wort kommen: »Die Dealerplätze der Scene sind zum größten Teil vor Hippie-Discos, in Cafés, in U-Bahn-Stationen. [...] In Hamburg war es vorm ›Grünspan‹, ›Gibi‹ oder dem ›Madhouse‹. Hat sich oft verlagert, ›Big Apple‹, ›Café Adler‹ und andere. Irgendwann sind die Dealer dann zu 98 Prozent auf private Ebene abgedüst, in Privatwohnungen, ist nicht so heiß.«<sup>18</sup> Und die *Frankfurter Rundschau* titelte etwa zur gleichen Zeit: »Die Drogenszene ›verschwindet‹ in Wohnungen, Toiletten, im Umland – Polizisten hilflos.«<sup>19</sup> Hier zeigte sich das Dilemma einer repressiven Politik, die Drogen nicht als soziales, sondern als räumliches und primär ordnungspolitisches Problem verstand: Zwar konnte die Polizei durch die Auflösung der Szene Handlungswillen und -macht demonstrieren. Waren

16 Alte Sehnsucht, in: *DER SPIEGEL* Nr. 34 (16.8.1971), S. 51 f.

17 Erfolgreicher Kampf gegen Dealer, in: *HA*, 23.6.2004, Hervorhebungen von mir. Vgl. auch Berit Schmidt, St. Georg – Protest gegen Drogenpolitik. Szene, in: *HA*, 1.10.2003: »Vom Bahnhof sind Dealer und Junkies verschwunden. Doch das Problem hat sich in die Wohnstraßen verlagert«; Schmincke, Gefährliche Körper, S. 72-76, S. 197-199.

18 Heidi S., »Eigentlich bin ich nur 'ne lebende Leiche«. Aus dem Tagebuch der Fixerin Heidi S., in: *DER SPIEGEL* Nr. 37 (7.9.1981), S. 98-112, hier S. 108 f. Das »Big Apple« in Barmbek und das »Café Adler« in Eimsbüttel waren 1979 auf behördliche Anordnung geschlossen worden: Hamburg – Drogensucht nimmt ständig zu, in: *Die Welt*, 12.4.1979, S. 21, 32.

19 Klaus Lange/Jutta Stössinger, Der Markt liefert weiter Tote, in: *Frankfurter Rundschau*, 7.7.1980.

öffentliche Treffpunkte jedoch erst einmal aufgelöst, machte sich Hilflosigkeit breit. Umgekehrt ermöglichte die Konzentration der Drogenszene zwar deren Kontrolle, erschien in den Augen der Öffentlichkeit jedoch als Ergebnis einer untätigen oder unfähigen Politik und Polizei.

### **STRAFE ODER THERAPIE?**

Bei der Frage, wie mit den einzelnen Mitgliedern dieser Szene umzugehen sei, pendelten die Ansichten von Kriminologie, Medien und Politik zwischen dem Ruf nach Repression und dem Wunsch nach Wiedereingliederung der delinquenten Jugendlichen. Während der »klassische« Jugendschutz argumentierte, Jugendliche sollten von der Konsumgesellschaft weitgehend ausgeschlossen bleiben, betonten liberale Stimmen die Legitimität jugendlichen Protestes gegen die Zumutungen der kapitalistischen Gesellschaft und sahen Drogenabhängigkeit eher als zu heilenden psychologischen Schaden.<sup>20</sup> Therapie für die Abhängigen, Gefängnis für Dealerinnen und Dealer, so lautete die Strategie zur Bekämpfung des Drogenproblems seit Anfang der 1970er Jahre – eine Strategie, die auch deshalb erfolglos blieb, weil sie übersah, dass sich die meisten Abhängigen zumindest zeitweise auch als Kleindealer betätigten.

Die Wirtschaftskrise von 1973 änderte die Situation jedoch: In Hamburg wurden aufgrund eines allgemeinen Sparprogramms keine weiteren Therapieplätze geschaffen. Stattdessen kam man zu der Ansicht, dass ein »harter Kern« von etwa 1.200 Drogenabhängigen für das Problem verantwortlich und demzufolge ein Fall für die Polizei sei.<sup>21</sup> Auf der anderen Seite bedeuteten die Einsparungen eine erhebliche Professionalisierung und Institutionalisierung der bereits bestehenden Drogentherapie, da nur noch solche Projekte gefördert wurden, die sich in medizinische Standards einfügen und nach gängigen Effizienzkriterien bewerten ließen.<sup>22</sup>

Mit der Deutung des Drogenkonsums als Krankheit gingen auch neue räumliche Deutungen des Phänomens einher. Die Metapher von der »Drogenepidemie« wurde durchaus wörtlich verstanden: Der sogenannte »harte Kern« galt damit als »der zentrale Infektionsherd des gesamten Drogengeschehens«.<sup>23</sup> Diese Sichtweise beeinflusste auch die Maßnahmen zur Drogenbekämpfung: Plädoyers, Drogenab-

---

20 Stephens, *Germans on Drugs*, S. 156-159.

21 Eckhard Günther, *Der harte Kern der Drogenszene*, in: Staatliche Pressestelle Hamburg. Berichte und Dokumente aus der Freien und Hansestadt Hamburg, Nr. 402, 18.4.1974, S. 3.

22 Eher selbst organisierte und emanzipatorische Ansätze, die bewussteren Konsum statt Abstinenz als Therapieziel verstanden, wie etwa die »Release«-Bewegung, verloren in der Folge rapide an Bedeutung. Der Untergang der Hamburger Gruppe beschleunigte sich, nachdem ein 17-jähriger im Juni 1973 in einer Landkommune des »Release«-Vereins in Otterndorf an einer Überdosis Schlaftabletten und Valium gestorben war. Stephens, *Germans on Drugs*, S. 184-218, insb. S. 214.

23 Günther, *Der harte Kern der Drogenszene*, S. 3.

hängige »zu isolieren wie Hautkranke« (so ein Kommissar der Frankfurter Kriminalpolizei), führten zur bundesweiten Einrichtung spezieller Gefängnisabteilungen oder gar ganzer Haftanstalten sowie spezialisierter Suchtkliniken – freilich ohne den gewünschten Erfolg.<sup>24</sup>

Eine neue Dynamik gewann der Diskurs um Drogen als Epidemie mit dem Aufkommen von HIV und Aids Mitte der 1980er Jahre. Zwar gab es auch hier vereinzelte Initiativen zur räumlichen Kontrolle etwa heroinabhängiger Sexarbeiterinnen, diese waren jedoch nicht mehrheitsfähig. Stattdessen setzte sich die Ansicht durch, dass ein weiteres Ausbreiten nur durch eine Veränderung der Konsumpraktiken der Heroingebrauchenden erreicht werden könne. Dem weitverbreiteten Teilen des Spritzbestecks sollte mit der kostenlosen Abgabe steriler Spritzen und Kanülen entgegengewirkt werden; auch Methadonprogramme gewannen nun an gesellschaftlicher Akzeptanz.<sup>25</sup> Im Juni 1986, acht Jahre vor dem Billstedter Drug-Mobil, eröffnete schließlich in Bern der weltweit erste »Fixerraum«.<sup>26</sup>

Erst vor dem Hintergrund dieser Entwicklung – Politik der Schadensminimierung (*harm reduction paradigm*) bei gleichzeitiger Institutionalisierung der Drogentherapie – ist das Konzept der Hamburger Gesundheitsräume zu verstehen. Schon der Begriff »Gesundheitsraum« machte dies deutlich: Dieser war zunächst nur eine sprachliche Notlösung, da die Bezeichnung »Fixerraum« die Aufmerksamkeit von Medien und Staatsanwaltschaft noch mehr auf den illegalisierten Akt des Drogenkonsums gelenkt hätte. Der Begriff konnte sich jedoch auch deshalb durchsetzen, weil Drogenkonsum mittlerweile vornehmlich als medizinisches Problem wahrgenommen wurde.<sup>27</sup> So liest sich auch die Beschreibung des »Druckraums« im Altonaer *FixStern* durch das *Hamburger Abendblatt* eher wie die eines Operationssaales: »Der Druckraum ist ein gekacheltes Zimmer mit einem Stahltisch in der Mitte und sechs Stühlen drumherum. Auf dem Tisch stehen Schalen mit Alkoholtupfern zum Desinfizieren. Hygiene ist hier oberstes Gebot, die Süchtigen bekommen zum Aufkochen einen desinfizierten Löffel, steriles Wasser und sterile Ascorbinsäure.«<sup>28</sup>

24 Drogen-Therapie: »In Hessen nichts da«, in: *DER SPIEGEL* Nr. 12 (17.3.1980), S. 136-140, hier S. 137. Als erste ausgewiesene Drogenklinik in Hamburg fungierte ab 1976 das Haus 25 des Allgemeinen Krankenhauses Ochsenzoll als Nachfolgerin des Therapiezentrums Altona. 1981 wurde darüber hinaus das Landeskrankenhaus Brauel bei Zeven als Spezialgefängnis für Drogenabhängige der Länder Niedersachsen, Hamburg, Bremen, Schleswig-Holstein und Rheinland-Pfalz in Betrieb genommen. Vgl. Stephens, *Germans on Drugs*, S. 173-183.

25 Vgl. Chemisch ruhig, in: *DER SPIEGEL* Nr. 33 (10.8.1987), S. 32-34; Helft uns wenigstens beim Abtreten, in: *DER SPIEGEL* Nr. 44 (26.10.1987), S. 44-75; Ariane Barth/Dieter Uenzelmann, Das bringt euch alle in den Knast, in: *DER SPIEGEL* Nr. 5 (1.2.1988), S. 82-92.

26 Dagmar Hedrich, *European report on drug consumption rooms*, hrsg. vom European Monitoring Centre for Drugs and Drug Addiction, Luxemburg 2004, S. 15.

27 Zur Tradition des Süchtigen als Krankem in der deutschen Rechtsprechung vgl. Briesen, *Drogenkonsum und Drogenpolitik*, S. 156.

28 Anleitung zum Überleben, in: *HA*, 5.9.1997, S. 12.

Nichts in dieser Beschreibung erinnert an den Rausch, der doch von den Konsumierenden gesucht wird; nichts erinnert an dunkle Opiumhöhlen, an die exzessiven Kokainpartys der 1920er oder an den Happening-Charakter der »Smoke-Ins« der 1960er Jahre. Die signifikante Verbesserung der Lebenssituation Heroinabhängiger wurde durch ihre medizinische Pathologisierung erkaufte.

Die Geschichte der Gesundheitsräume ist also keine reine Erfolgsgeschichte im Sinne einer fortschreitenden Liberalisierung. Der Wandel von einer vornehmlich repressiven Drogenpolitik hin zu einem Verständnis von »Therapie statt Strafe«, wie er mit dem neuen Betäubungsmittelgesetz von 1981 vollzogen wurde, fügte sich in größere Strategien ein, die die Disziplinierung und Normalisierung der Subjekte in den Mittelpunkt stellten.<sup>29</sup> Hans-Peter von Aarburg und Michael Stauffacher ist insofern zuzustimmen, dass aus den Praxen »kulturrevolutionäre[n] Drogenkonsums der 60er und 70er Jahre zunehmend ein sozialstaatlich kontrolliertes und standardisiertes Modell abweichenden Verhaltens geworden ist«. Dieser Imagewandel ging einher mit einer doppelten Abhängigkeit vom Heroin auf der einen und sozialmedizinischen Institutionen auf der anderen Seite; aus gefährlichen Rebellen waren so »streng überwachte und kontrollierte chronisch Kranke« geworden.<sup>30</sup> In einer Zeit, in der Gesundheit immer mehr zum Statussymbol wurde, repräsentierte ein solcher als krank markierter Körper zugleich ein Scheitern an den Anforderungen der Gesellschaft.<sup>31</sup>

## **DROGEN, STADT UND DAS GESELLSCHAFTLICHE ANDERE: ST. PAULI UND ST. GEORG**

Die Auffassung, dass Drogenabhängigkeit eine Krankheit und Gesundheitsräume deshalb eine angemessene Lösung seien, ist also das Ergebnis vielfältiger historischer Prozesse. In diesen ging es vornehmlich darum, Städte und Gesellschaft entlang verschiedener Grenzziehungen in ein akzeptables »Wir« und ein deviantes »Anderes« zu unterteilen. Drogenkonsum war dabei nur ein kleiner Teil dessen, was die bundesrepublikanische Gesellschaft als nicht zu ihr gehörig zu definieren suchte. In diesem Zusammenhang kam den Stadtteilen St. Pauli und St. Georg eine besondere Bedeutung als Orte des gesellschaftlichen »Anderen«, als Antithese zur bürgerlichen Stadt zu.

29 Viktoria B. Bergschmidt, Pleasure, power and dangerous substances: Applying Foucault to the study of »heroin dependence« in Germany, in: *Anthropology & Medicine* 11 (2004), Nr. 1, S. 59-73, hier S. 63.

30 Hans-Peter von Aarburg/Michael Stauffacher, Verwirrender Imagewandel des Heroinkonsums, o.O. [Basel] o.J. [ca. 2001], S. 1f.

31 Jean Baudrillard, *The Consumer Society. Myths & Structures*, London 2005 [EA 1970], S. 139.

Die Etablierung etwa St. Paulis als Stadtteil, an dem das gefährliche, exotische »Andere« verortet werden konnte, hing zunächst mit seiner Eigenschaft als proletarisch und international geprägtem Hafen- und Vergnügungsviertel zusammen. Für eine Gesellschaft, die sich primär als »bürgerlich« verstand, stand ein solches Viertel in direktem Gegensatz zu den innerstädtischen Orten der Konsumgesellschaft ebenso wie zu den »guten Adressen« des Bürgertums. Im Drogendiskurs des späten 20. Jahrhunderts kamen jedoch andere Aspekte hinzu, auf die im Folgenden kurz eingegangen werden soll.

Der Hafen galt – neben dem Flughafen – »als polizeilich besonders schwer zu kontrollierender Drogen-Importplatz«. <sup>32</sup> Beide verwiesen auf die globale Dimension des Drogenhandels und das Dilemma, das es mit sich brachte, ein zentraler Umschlagplatz der Weltwirtschaft zu sein. Der Hafen war jedoch zusammen mit dem Bahnhof auch traditionell der Ort, an dem das »Fremde« in die Stadt kam und sich niederließ – von chinesischen Seeleuten im Kaiserreich bis zu den Arbeitsmigranten und Flüchtlingen des späten 20. Jahrhunderts. <sup>33</sup> Die Gleichzeitigkeit von verstärkter Migration nach Deutschland und dem Aufkommen neuer Rauschmittel leistete Wahrnehmungen Vorschub, die »Ausländer« für das Drogenelend verantwortlich machten, von Besatzungssoldaten über »Gastarbeiter« bis zu Asylbewerbern. <sup>34</sup> Besonders Hafenviertel galten der zeitgenössischen Kriminalistik dabei als gefährliche »Ansteckungsherde mit Auslandsbezug«. <sup>35</sup> Einen traurigen Höhepunkt fand die Verknüpfung von Migrations- und Drogenthematik im rassistischen Diskurs über »schwarzafrikanische Straßendealer« in Hamburg um das Jahr 2000. Dieser rechtfertigte auch die Vergabe von Brechmitteln an vermeintliche Drogenhändler, um eventuell verschluckte Kokain- oder Heroinpäckchen als Beweismittel sichern zu können; eine Praxis, die den Nigerianer Achidi John das Leben kostete. <sup>36</sup>

Als weiterer »Ansteckungsherd« für Drogensucht galt das »Prostituierten- und Zuhältermilieu in großstädtischen Vergnügungsvierteln« wie »das heruntergekommene Amüsierviertel rechts und links der Reeperbahn« oder die Gegend um den

32 Die lenkenden Hände vom Kiez, in: *DER SPIEGEL* Nr. 34 (18.8.1986), S. 82-92, hier S. 87.

33 Lars Amenda, *Fremde – Hafen – Stadt. Chinesische Migration und ihre Wahrnehmung in Hamburg 1897–1972*, Hamburg 2006.

34 Vgl. etwa Staatsarchiv Hamburg (StAHH) 136-1: Behörde für Inneres, 1768, Bekämpfung der Rauschgiftkriminalität, 1.4.1980–31.8.1980: Bundeskriminalamt, Ständige Arbeitsgruppe Rauschgift, Betr.: Bekämpfung der Rauschgiftkriminalität; hier: Intensivierte Anwendung ausländerrechtlicher Maßnahmen gegen Rauschgifttäter, Wiesbaden, 19.6.1980.

35 Arthur Kreuzer, *Jugend, Rauschdrogen, Kriminalität*, Wiesbaden 1978, S. 38; Stephens, *Germans on Drugs*, S. 88-120; Schmincke, *Gefährliche Körper*, S. 230 ff.

36 Kai von Appen, *Brechmittel wirken todsicher*, in: *taz Hamburg*, 10.12.2001; Peter Ahrens, *Es wird weitergebrochen*, in: *taz Hamburg*, 15.–16.12.2001, S. 25; Antrag der Nebenklage auf Einleitung eines Ermittlungsverfahrens am Landesgericht Hamburg, Az. 147/02GH vom 27.1.2003: <http://www.brechmitteleinsatz.de/presse/klageerzwingung.pdf> [29.11.2010]; Ronald Schill, *Ein Richter geht durchs Schanzenviertel*, in: *HA*, 4.–5.3.2000, S. 13. Der Platz vor der »Roten Flora« wurde im Folgenden von den dort Aktiven in Achidi-John-Platz umbenannt.

Hansaplatz.<sup>37</sup> Beide Stadtteile waren also auch Orte sexueller Devianz, wobei es gerade der imaginierte Zusammenhang von Drogen und gesteigerter sexueller Lust war, der die Fantasie beflügelte.<sup>38</sup> Vor allem Kokain wurde ein enormer Effekt auf die Libido nachgesagt; Prostituierte hätten, so *DER SPIEGEL* 1979, »jetzt Spaß an der Arbeit. Sie machen Männer mit Freude an«, während bei Männern »der Hang zu Perversionen und homosexuellen Handlungen« gefördert würde.<sup>39</sup> Hier verband sich auch der Diskurs um »kriminelle Ausländer« mit Geschlechterstereotypen, wenn immer wieder die Rede davon war, dass junge deutsche Frauen von ausländischen Männern zu Drogen und Prostitution verführt würden.<sup>40</sup> So faszinierten die Rotlichtviertel mit einer Mischung aus Lust und Angst, während die Polizei »Prostitution und Heroinhandel weitgehend unter der Kontrolle von kriminellen Syndikaten« vermutete, »deren Aktivitäten sich in Hamburg, insbesondere auf St. Pauli« konzentrierten.<sup>41</sup>

Zu guter Letzt war St. Pauli mit den besetzten Häusern in der Hafensstraße seit Beginn der 1980er Jahre auch das Zentrum der radikalen Linken. Auch diese galten den Behörden und Teilen der medialen Öffentlichkeit als geographischer Knotenpunkt verschiedenster Formen kriminellen und abweichenden Verhaltens, »für eine ausgemachte Rauschgift- und Räuberhöhle«. <sup>42</sup> Dabei rangen die Besetzer selbst mit der Frage, wie auf den steigenden Drogenkonsum zu reagieren sei. Vorstellungen, nach denen Heroin als Waffe gegen »revolutionäre« Bewegungen und Stadtteile eingesetzt würde, waren seit den 1970er Jahren verbreitet.<sup>43</sup> Und ein Flugblatt aus dem Jahr 1989 konstruierte »Junkies« selbst als Gefahr für linke Zusammenhänge, da diese leicht zu »Spitzeldiensten« erpresst werden könnten. Es schloss mit einer Ausschlussklärung aus den »eigenen« städtischen Räumen: »Junkies rauß [sic!] aus unseren Zusammenhängen, unseren Stadtteilen!!! Dealer verpißt Euch!!!«<sup>44</sup> Erst gegen Ende der 1990er Jahre änderte sich diese Einstellung. Anlässlich des 100. Jahrestages der

37 Kreuzer, Jugend, Rauschdrogen, Kriminalität, S. 38; Die lenkenden Hände vom Kiez, in: *DER SPIEGEL* Nr. 34 (18.8.1986), S. 82-92, hier S. 83.

38 Lorenz Böllinger, Lust und Last – Zur sozialen Kontrolle von Ekstase, in: Stephan Uhlig/Monika Thiele (Hrsg.), Rausch – Sucht – Lust. Kulturwissenschaftliche Studien an den Grenzen von Kunst und Wissenschaft, Gießen 2002, S. 61 f.

39 Tod mit Charley, in: *DER SPIEGEL* Nr. 46 (12.11.1979), S. 134 f., hier S. 135; vgl. auch Erst der Stoff und dann der Strich, in: *DER SPIEGEL* Nr. 44 (27.10.1975), S. 73-78.

40 Vgl. Drogen-Szene: Alles wie im Dschungel, in: *DER SPIEGEL* Nr. 11 (12.3.1979), S. 108; Frankfurt: Karate, Seven-eleven und Heroin, in: *DER SPIEGEL* Nr. 4 (19.1.1976), S. 52; zu zeitgenössischen Vorstellungen weiblichen Drogenkonsums siehe auch Kreuzer, Jugend, Rauschdrogen, Kriminalität, S. 32 f.; Stephens, Germans on Drugs, S. 219-248.

41 Toter Mann, in: *DER SPIEGEL* Nr. 50 (13.12.1982), S. 93-97, hier S. 94.

42 Beil in der Tür, in: *DER SPIEGEL* Nr. 45 (3.11.1986), S. 60-65, hier S. 60; vgl. auch Werner Lehne, Der Konflikt um die Hafensstraße. Kriminalitätsdiskurse im Kontext symbolischer Politik, Pfaffenweiler 1994.

43 Vgl. St. Pauli Archiv, Neue Soziale Bewegungen. Plakate: »Widerstand vernichten, ohne den Volkskrieg zu riskieren. Ihre Strategie: Heroin in die Ghettos«, Plakat [o.O., o.J.].

44 Archiv der Sozialen Bewegungen Hamburg, II, Drogenpolitik: »Heroin als Waffe gegen polit. Zusammenhänge?«, Flugblatt, o.O. [Hamburg?] o.J. [1989?].

Zulassung von Heroin als Arzneimittel rief ein bundesweites Bündnis linker Gruppen zu einem drogenpolitischen Kongress und einer Demonstration am Hansaplatz auf und forderte: »Solidarität mit Junkies und Dealern! Freigabe aller Drogen!«<sup>45</sup> Und nach der Vertreibung der Drogenszene vom Hansaplatz über den Schanzenpark zum Schulterblatt verteidigten Aktive der besetzten »Roten Flora« gar Dealer gegen die Polizei und richteten einen provisorischen Druckraum hinter der Roten Flora ein.<sup>46</sup> Hier zeigte sich, wie sehr der linksradikale Drogendiskurs gerade im Willen, die »eigenen« Stadtteile von Heroin sauber zu halten, lange in Vorstellungen verharrte, die Drogen als Problem urbanen Raums wahrnahmen. Trotz dieser Übereinstimmung mit herrschenden Diskursen trugen die besetzten Häuser der Hafensstraße oder Zentren wie die Rote Flora als sichtbare Zeichen widerständiger Raumpolitik zu einer Wahrnehmung der umgebenden Stadtviertel als »andere Räume« bis hin zum »Feindesland« bei.<sup>47</sup> Ein Blick über den lokalen Tellerrand hilft dabei, Vorstellungen einer innerlinken Fortschrittsgeschichte entgegenzutreten: Bereits im Jahr 1981 hatte es im besetzten Zürcher Autonomen Jugendzentrum (AJZ) mit dem »Tschönkie-Room« die weltweit erste – illegale – »Fixerstube« gegeben. Eine historische Erfahrung jedoch, die weitgehend vergessen und damit folgenlos blieb.<sup>48</sup>

## FAZIT

Die Geschichte der Drogen ist eine Geschichte permanenter Grenzziehungen und -überschreitungen. Die auf öffentlichen Plätzen Marihuana rauchenden Oberschüler der späten 1960er Jahre hatten den Rest der Gesellschaft zutiefst verunsichert. Hier hatte man es nicht mehr nur mit proletarischen »Halbstarken« zu tun gehabt, sondern mit Kindern der Mittel- und Oberschicht; die Gesetzesbrüche fanden nicht in Hafenbezirken und Rotlichtvierteln statt, sondern in der Innenstadt; Drogen und Menschen kamen scheinbar unaufhaltsam über nationalstaatliche Grenzen; und der demonstrative Konsum von Rauschmitteln beschränkte sich nicht mehr

45 Archiv der Sozialen Bewegungen Hamburg, 11, Drogenpolitik: »Heroin. Hundert Jahre Hustensaft«, Flugblatt, o.O. 1998. Zur Geschichte des Heroins siehe Michael de Ridder, Heroin. Vom Arzneimittel zur Droge, Frankfurt am Main 2000.

46 Archiv der Sozialen Bewegungen Hamburg, 09.232, Flora. Flugis II, 1992–2000: Rote Flora, »Liebe NachbarInnen, Was ist hier eigentlich los?«, Flugblatt, Hamburg, 1999. Das Flugblatt wandte sich vornehmlich an die Bewohner des Sternschanzenviertels und nahm auch auf die Hetze gegen »schwarzafrikanische Straßendealer« Bezug.

47 So der damalige Richter und spätere Innensenator Ronald Schill in einem Gastbeitrag für das *Hamburger Abendblatt*: Ronald Schill, Ein Richter geht durchs Schanzenviertel, in: *HA*, 4.–5.3.2000, S. 13.

48 Anette Wilmes, Der »Tschönkie-Room« in Zürich, ein Beispiel – oder ein Verbrechen?, Radiobeitrag, Sender Freies Berlin, Redaktion »Gulliver«, 17.7.1982. Vgl. auch den Bestand des Schweizerischen Sozialarchivs Zürich: Ar 201.89.4 – Mappe 1: AG Drogen, Drogengruppe ZH, 1980–82. Drogengruppe AJZ & Drogengruppe ZH, theoretische Debatte/Aufarbeitung 1981–84, bes. Tschönkie-Raum.

nur auf Bars und die eigenen vier Wände. Abweichendes Verhalten hatte seinen festen sozialen und geographischen Platz verlassen und war zu einem allgegenwärtigen Phänomen geworden.<sup>49</sup> Über alle Bedeutungsverschiebungen hinweg blieb die räumliche Konzentration von Drogenkonsumenten in der Öffentlichkeit daher ein zentrales Thema des Drogendiskurses. Ob Smoke-Ins im Stadtpark, offene Drogenszenen im Bahnhofsviertel oder Gesundheitsräume im Stadtteil – die Sichtbarkeit des Konsums und der Konsumierenden war immer wieder Stein des Anstoßes und Objekt staatlichen Handelns. Die Geschichte der Drogen war und ist deshalb immer auch Stadtgeschichte.

Der Imagewandel des Heroinkonsums von einer rebellischen Praxis zur Krankheit war Teil des Versuchs, eine klare Grenze zwischen »normalen« und »abweichenden«, »gesunden« und »kranken« Subjekten und Verhaltensweisen zu ziehen. Nach nur wenigen Jahren wurden die Gesundheitsräume *FixStern* und *Drug-Mobil* Ende 2003 zwar wieder geschlossen. Dennoch konnte sich der Gesundheitsdiskurs, der Drogensucht vornehmlich als Krankheit deutete, immer weiter durchsetzen. Strafe wurde durch Therapie ergänzt, der Ausschluss von Delinquenten durch ihre Disziplinierung und Normalisierung. Die Pathologisierung vor allem des Heroinkonsums ermöglicht es heute, Heroin in Pilotprojekten unter ärztlicher Aufsicht an sogenannte »Schwerstabhängige« abzugeben, etwa in der Ambulanz am Högerdamm.<sup>50</sup> Hier deutet sich eine erneute Verschiebung an: Die Grenze zwischen normal und deviant verläuft nun weniger »zwischen der dämonisierten Droge (Heroin) und verordneten Arzneimitteln (Methadon)«, sondern zwischen »unreinem Schwarzmarkt-Heroin und reinem, pharmazeutischen, verschriebenen Heroin«.<sup>51</sup>

Die derzeitige Situation ist jedoch nicht nur vom Gesundheitsdiskurs geprägt, sondern verstärkt auch von neoliberalen Stadtpolitiken. Nach wie vor ist die Auflösung offener Drogenszenen erklärtes Ziel der Politik, das unter anderem mit großzügig verteilten Platzverweisen verfolgt wird. Gerade Bahnhofs- und Hafenviertel sind wichtige Aushängeschilder, um die »Marke Hamburg« in der globalen Städtekonkurrenz erfolgreich zu behaupten. Drogenkonsumenten stören das Bild der sauberen Stadt dort ebenso wie Punks oder Obdachlose. Und während Hamburgs Bürger beim »großen Drogenreport« die genaue Zahl der Drogendelikte in ihrem Stadtbezirk überprüfen können, sollen flächendeckende Videoüberwachung und vermehrte Streifen durch Polizei und Bezirklichen Ordnungsdienst die Stadtteile

49 Klaus Weinbauer, *The End of Certainties. Drug Consumption and Youth Delinquency in West Germany*, in: Axel Schildt/Detlef Siegfried (Hrsg.), *Between Marx and Coca-Cola. Youth Cultures in Changing European Societies, 1960–1980*, New York/Oxford 2006, S. 376–397.

50 <http://www.studiehh.de/> [30.11.2010]; Elke Spanner, *Gesundheitlich stabil mit Heroin*, in: *taz Hamburg*, 10.10.2005.

51 Bergschmidt, *Pleasure, power and dangerous substances*, S. 71.

St. Pauli und St. Georg zu »sicheren« Wohn- und Konsumgegenden machen.<sup>52</sup> In der Frage des Drogenkonsums ging und geht es daher nicht allein um ein Recht auf Rausch oder den eigenen Körper, sondern immer auch um ein umfassenderes Recht auf die Stadt, die Nutzung öffentlichen Raumes und die Aushandlung grundlegender gesellschaftlicher Normen.

---

52 Neuburger, Hamburg voll bedröhnt; auf einem illustrierenden Stadtplan sind die »Brennpunkte« Ottensen, Altona-Nord, St. Pauli, Rahlstedt, Billstedt, Wilhelmsburg, Harburg und Neugraben-Fischbek in warnendem Rot eingefärbt.

# 19 Tage Hamburg

Ereignisse und  
Entwicklungen  
der Stadtgeschichte  
seit den fünfziger  
Jahren

**HRSG. VON DER FORSCHUNGSSTELLE FÜR ZEITGESCHICHTE IN HAMBURG**

**DÖLLING UND GALITZ VERLAG**

Redaktion: Christoph Strupp

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

### **Impressum**

© 2012 Dölling und Galitz Verlag GmbH München · Hamburg

E-Mail: [dugverlag@mac.com](mailto:dugverlag@mac.com)

[www.dugverlag.de](http://www.dugverlag.de)

Schwanthalerstraße 79, 80336 München, Tel. 089/23 23 09 66

Friedensallee 26, 22765 Hamburg, Tel. 040/389 35 15

Umschlagabbildung: Die Einweihung der

Köhlbrandbrücke am 20. September 1974

(© Staatsarchiv Hamburg, Conti Press, 720-1 CP = 81080)

Gestaltung: Gesine Krüger, Hamburg

Satz: Frauke Moritz, Ahrensburg

Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza

ISBN 978-3-86218-035-6

1. Auflage 2012